

Transkription des Beitrages „Erzählen“ Teil 9 des Videoseminars „Im Krieg“ Autor: Matthias Mühle

In Buchhandlungen finden sich zur Zeit sehr viele aktuelle Erfahrungsberichte deutscher Soldatinnen und Soldaten aus dem Afghanistankrieg: diese ähneln sich in weiten Teilen, bedienen die gleichen Erwartungen und bilden die gleichen Erzählmuster ab. Wir leben in einer Zeit, in der wohl kein Soldat in einer westlichen Armee für sich in Anspruch nehmen kann, er hätte nicht gewusst, worauf er sich in etwa einlässt. Dennoch fühlen sich Menschen, die eher abschreckende Kriegsdarstellungen wie z.B. „Der Soldat James Ryan“ oder „Im Westen nichts Neues“ konsumiert haben, dazu berufen, freiwillig in Konflikten irgendwo auf der Welt zu kämpfen. Ist der Reiz des Krieges einfach zu verlockend?

Clausewitz schreibt über die Schlacht: „Gewöhnlich macht man sich, ehe man sie kennengelernt hat, eine Vorstellung davon, die eher anziehend als zurückschreckend ist.“ Die bis heute gängigen Erzählungen vom Krieg, über den Krieg und aus dem Krieg, zeigen häufig die Teilung, das Gesamtereignis „Krieg“ als schrecklich und vermeidungswürdig darzustellen, im persönlichen Erleben aber stark positiv belegte Faktoren, wie Kameradschaft und Pflichterfüllung zu betonen. Negative Aspekte wie Traumatisierung und Verlust treten dabei in den Hintergrund.

Woher kommen diese Erzählungen?

Der israelische Historiker Harari prägt in seinem Buch „The ultimate experience“ den Begriff „flesh-witnessing“. Dieses meint eine körperliche Erfahrung des gesamten Erlebens von kriegerischer Gewalt, die von so einzigartig und von unvergleichlicher Intensität ist, dass sie sich einer konkreten Beschreibbarkeit entzieht. Die Schlüsseläußerung dieser Annahme lautet gewöhnlich „Wer das nicht erlebt hat, kann es auch nicht begreifen“.

Richtig ist, dass unsere Sprache generell kein Vokabular enthält, um Empfindungen hinreichend präzise beschreiben zu können. Auf das Problem hat schon John Keegan hingewiesen, der über sich selbst sagt, er habe nie an einer Schlacht teilgenommen, und obwohl er Militärhistoriker ist und an der britischen Militärakademie Sandhurst Offiziere ausbildet, wisse er, dass er keine Ahnung davon hat, wie es im Krieg zuginge. Tatsächlich bedienen die Erzählungen vom Krieg immer auch die Erwartungshaltung des Zielpublikums, erweitert um einen gewissen Grundton, der den spezifischen narrativen Charakter eines jeden Krieges ausmacht. Insofern wird der Teilnehmer in einem neuen Krieg vom Charakter des Krieges überrascht, weil er nämlich mit dem Bild des jeweils letzten Krieges antritt. Dies war im Ersten Weltkrieg der Fall, in den die Soldaten mit einer Erwartung imperialen Krieges zogen, wie auch im Zweiten Weltkrieg, in dem die Soldaten, in Erwartung des Grabenkrieges, von der Mobilität selbst überrascht wurden. Die Erzählung dient so, wenn auch oft unbewusst, der Etablierung eines Bildes, das dann die Erwartungsvorlage für den nächsten Krieg bildet.

Einmal im Krieg, beginnt die eigene Erfahrung des Soldaten. Diese Erfahrung wird in der westlichen Erzähltradition des Krieges als Weg zur Erlangung einer absoluten Weisheit stilisiert. Tatsächlich berichten viele Kriegsgeschichten davon, der Soldat habe sich niemals lebendiger gefühlt, als im Schlachtgetümmel, oder habe in seiner ersten Schlacht mehr über sich selbst und die Welt gelernt als in seinem gesamten bisherigen Leben. Hierzu hat Clausewitz geschrieben: „Wenn niemand ein Urteil über kriegerische Ereignisse anders fällen dürfte als in dem Augenblick, wo er von Frost erstarrt oder vor Hitze und Durst verschmachtend, von Mangel und Müdigkeit niedergedrückt ist, so würden wir zwar noch weniger

Urteile haben, die objektiv richtig wären, aber sie würden es wenigstens subjektiv sein, d. h. sie würden das Verhältnis des Urteilenden zum Gegenstande genau in sich enthalten.“

Wodurch bestimmen sich diese Erzählmuster?

Erneut ist an dieser Stelle die Erwartungshaltung des Publikums von Interesse. Die Kultur, aus der der Soldat stammt, bestimmt, was er erzählen darf und was nicht. Ein Soldat erlebt die eigentliche Schlacht aus einer Froschperspektive. Das Gefecht selbst stellt sich für den Teilnehmer überwiegend als chaotisches Ereignis dar, das dieser gar nicht überblicken kann. In seiner Erinnerung sind es deshalb Erinnerungsfragmente, also unzusammenhängende Einzelteile. Für die Erzählbarkeit besteht aber der starke Wunsch nach Ordnung, also werden die Einzelteile nachträglich verknüpft. Dieses Vorgehen beinhaltet immer eine Wertung. Zwar liegen Berichte vor, in denen Soldaten aussagen, sie hätten beispielsweise einen Gefangenen getötet, einfach nur, weil sie gerade Lust dazu hatten, doch überwiegen hier die Versuche der Rechtfertigung. Doch genau diese nachträgliche Ordnungskonstruktion verfälscht die Darstellung des Krieges weiter, mit Auswirkungen auf nachfolgende Soldatengenerationen.

In den Erzählungen muss man letztlich unterscheiden zwischen Kriegserzählungen und Schlachterzählungen. Die Langeweile, und deren Maß, bestimmt die Quantität der Kriegserinnerungen, die Kampfhandlungen dagegen bestimmen deren Qualität. Der Historiker Alexander Watson berichtet von einer durchschnittlichen britischen Infanterieeinheit im Ersten Weltkrieg, die während der 1.300 Tage, die sie in Frankreich stationiert war, nur 63 Tage in größere Kämpfe verwickelt war.

Wenn es also um Erzählungen vom Krieg geht, muss man sich all diese Faktoren vor Augen halten, wenn man sich eine Meinung zu der Darstellung bildet.